

Zeitschrift: Berner Schulblatt
Herausgeber: Bernischer Lehrerverein
Band: 64 (1931)
Heft: 41

Anhang: Buchbesprechung
Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.05.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

BUCHBESPRECHUNGEN

BEILAGE ZUM BERNER SCHULBLATT NUMMER 41 · 9. JANUAR 1932

Johanna Siebel, Die Spieldose. Geschichte einer Schwerhörigen. Verlag Rascher & Co., Zürich.

Mathilde Reinmann verliert mit 16 Jahren, in blühendster Jugend, ihr Gehör. Wie sie sich durch alle Enttäuschungen und Entbehrungen, die ihr dadurch auferlegt sind, hindurchringt zu einem positiv eingestellten Leben, das andern zum Segen wird, ist liebevoll erzählt. Etwas allzu schematisch wirkt dagegen ihre ganz anders geartete Schwester, ein leichtsinniges, lebensfrohes Ding; nach langen Jahren, in denen sie alle Abgründe des Lebens kennen lernt, findet sie sich gebrochen und schuldbeladen zurück zur Schwester und wird von dieser mit grosser Güte und zartestem Verstehen aufgenommen.

Ein von Güte und warmer Menschlichkeit durchsonntes Buch, das ich mehr um dieser Eigenschaften willen als wegen seines künstlerischen Gehaltes wert halten möchte.

G. Wirth.

Schriften von Johanna Spyri.

Am 7. Juli 1901 ist Johanna Spyri gestorben; ihre Schriften sind also dieses Jahr druckfrei geworden und können nun stark verbilligt erscheinen. Von ihrer Wirkung auf die Jugend haben sie noch nichts eingebüsst: die Probe habe ich letzthin bei einer Bubenklasse des siebenten Schuljahrs gemacht. Alle hatten sie schon irgendwie vom Heidi gehört; selbst gelesen hatten es nur elf von dreissig. Ich anbot ihnen ein Kapitel nach ihrer Wahl vorzulesen. Der Vorschlag wurde recht kühl aufgenommen. Das sei ja doch für Kleinere, meinten sie. Eine Minute später waren sie schon hingerissen vom ungebrochenen Zauber der Dichtung und lauschten atemlos der Frankfurter Katzensgeschichte. Dann bettelten sie mir noch eine zweite Vorlesestunde ab. Mit vielen Au und Ai vernahmen sie zum Schlusse auch, wie billig man heute das Heidi kaufen kann, für Fr. 3. 25 statt für Fr. 6. — den Einzelband und beide in einem Bande für nur Fr. 5. 50.

In der gleichen Ausgabe des Verlags *Ernst Waldmann* in Zürich sind ausser dem *Heidi* noch die beiden *Grütli*-Bände zum gleichen Preise erschienen, während die etwas umfangreicheren *Heimatlos* und *Keines zu klein, Helfer zu sein* nur Fr. 4. — kosten. Weniger begüterte Eltern und vor allem Schülerbibliotheken werden mit Freuden danach greifen, und die Hauptwerke der Spyri werden nun, was sie längst hätten sein sollen: billige Jugend- und Volksschriften.

F. Born.

Romain Rolland, *La vie de Ramakrishna* und *La vie de Vivekananda et l'évangile universel*.

Fast zufällig bekam ich die beiden Bücher zu lesen und möchte wünschen, dass noch viele, ob zufällig oder gewollt, die Lektüre dieses Werkes unternehmen möchten.

R. Rolland sagt im Vorwort, er habe zeitlebens daran gearbeitet (wörtlich: sein Leben gewidmet), die Menschen einander näher zu bringen. Das stimmt. Wer seine Werke kennt, weiss, wie in seinen Ro-

manen die beiden « feindlichen Brüder » Frankreich und Deutschland verständnisvolle Verkörperung erfahren. Auch seine grossen biographischen Werke dienen demselben Bestreben, Verständnis und Hochachtung für fremdes Wesen zu erwecken. R. Rolland ist darin nicht immer verstanden worden, auch von seinen eifrigsten Lesern nicht. Hoffen wir, dass die Saat doch einmal aufgehen möge!

R. Rolland nennt die beiden obgenannten Werke zusammen « *Essai sur la mystique et l'action de l'Inde vivante.* » Er versucht zur gegenseitigen Annäherung der beiden grösseren Brüder beizutragen: Europa und Asien, Indien vor allem. Er erzählt uns das Leben des Mystikers Ramakrishna und seines grossen Apostels der Tat: Vivekananda. Erkenntnis und Tat sind in diesen zwei Menschen aufs engste verbunden. Ramakrishna kondensiert in sich und in seinem Leben alle Erkenntnis Indiens von Anbeginn; er verkörpert die höchste Form der Entwicklung des indischen Gottesgedankens. Aber er will keine Erlösung nur für sich. Im Gegenteil, er ist bereit, tausendmal wieder ins Leben zu treten, wenn er nur einem, einem einzigen Menschen dadurch zur Erlösung dienen kann. So lehrt er seine Jünger. Unerbittlich. Es ist unwürdig, sich in Andacht zu versenken, um zur höchsten Erkenntnis Gottes zu gelangen, wenn die ganze Menschheit leidet. Erkenntnis und Andacht soll seine Jünger tüchtig machen, den Kampf gegen alle Uebel der Welt aufzunehmen. So predigte Ramakrishna in den Jahren 1874—1886. So wurden Schulen gegründet, Hilfe in Hungersnöten organisiert, so entstanden alle Hilfswerke der Ramakrishna-Mission. Des Meisters Aufgabe war das nicht. Seine Aufgabe war, die Erkenntnis an der Quelle zu schöpfen und seinen Jüngern mitzuteilen und ... jedem ein Amt zu überweisen nach seinen Fähigkeiten. Ganz herrlich ist es, wie er um seinen grossen Jünger Vivekananda ringt, wie er, der Milde, diesen Starken bezwingt und ganz zum Dienst der Wahrheit gewinnt. Nach dem Tode des Meisters übernimmt Vivekananda die Führung unter den Jüngern. Er durchmisst Indien zu Fuss von einem Ende zum andern, sieht alles Elend und glaubt, das Abendland und Amerika aufrütteln zu können, damit sie helfen, Indien vor dem Untergang zu retten. Sein Wort hallt mächtig, aber materielle Hilfe bringt er nicht mit, wie er von seiner Weltreise heimkehrt. Indien muss sich selber helfen. An die Verwirklichung dieses Zieles setzt er sein Leben, ja, opfert er sein Leben ohne zu markten und stirbt allzu früh, aber nach reich erfülltem Tagewerk.

Überall deckt R. Rolland Verwandtschaften auf mit unsern christlichen Männern und Frauen der Mystik und der Tat. Christus vor allen, aber auch Paulus, Pascal, Franz von Assisi, Meister Eckhard, Beethoven, Schiller und viele, viele andere finden mehrfache Erwähnung. Wenn es nicht beinahe profan klänge, wäre man versucht zu sagen: Des Menschen Seele ist dieselbe zu allen Zeiten und an allen Orten, im Christentum, Judentum, Buddhismus, in allen Formen und auf allen Stufen der Gotteserkenntnis.

Und es kann uns im Geistesleben ähnlich ergehen wie im «patriotischen» Erleben: Je mehr fremde Länder wir kennen und verstehen lernen, desto inniger verstehen und lieben wir unsere kleine Burg. Wenn wir uns den Blick weiten lassen für die mannigfachen Offenbarungen des einen Gottes in verschiedenen Religionen, so werden uns die Augen wieder geöffnet für die ursprüngliche Erhabenheit des Christentums. Wir wachsen in vielen Formen und auf vielen Wahrheitsstufen des Christentums auf, aber jedenfalls in einem Christentum, das in sehr unvollkommenen Menschen oft recht verdreht und verkehrt zum Ausdruck gelangt. Wir haben uns so sehr daran gewöhnt, dass wir zum Teil blind geworden sind für seine ursprüngliche Gestalt. Irgendwo fliesst die Urquelle kristallrein und klar, einige wenige schöpfen daraus und geben weiter an ihre Jünger. Diese wiederum verteilen ihre Erkenntnis auf viele, aber hier schon ist die Quelle nicht mehr klar und rein. Und wir stehen zumeist schon weit unten am Strom und haben die Quelle gar nie gesehen. Es geht ein Weg aufwärts bis zur Quelle; aber das Ziel ist nicht von heute auf morgen zu erreichen. Auch wenn wir die Bücher von R. Rolland nicht restlos in uns aufnehmen können, so finden wir darin tausend Gedanken, die wie Blitze die Gegend erhellen und den Weg zum Ziele weisen. *G. v. Goltz.*

Otto Hunziker, Der eidgenössische Bundesbrief von 1291 und seine Vorgeschichte. Verlag H. R. Sauerländer & Cie., Aarau. 112 S., Preis Fr. 3. —.

Seit bald einem Jahrzehnt macht sich in der Forschung um die Entstehung des Schweizerbundes ein neuer Zug bemerkbar. Prof. Karl Meyer in Zürich ist ein in mancher Hinsicht neues Bild von den politischen Vorgängen jener Zeit zu danken. Im Gegensatz zur ältern Auffassung, die in der Zeit Rudolfs von Habsburg keinen Grund zu irgendwelchem Konflikt sah und einen allfälligen Kampf mit Vögten in die Zeit des Interregnums zurückverlegen musste, zeigt die neuere Auffassung, dass gerade die egoistischen Bestrebungen König Rudolfs und seiner Söhne Spannung genug erzeugten zu Geheimbünden und Auflehnung. Und während die Geschichtsforschung mit den Berichten des Weissen Buches und Gilg Tschudis bisher nichts anzufangen wusste, hat sich nun die Ueberzeugung Bahn gebrochen, dass die «Sage» mit der urkundlichen Geschichte übereinstimmt, nur in der genauen Zeitansetzung sich irrt.

In diesem neuen Geiste bewegt sich auch die Darstellung Hunzikers. Sie fügt dem Bilde manchen neuen Zug bei und rundet sich zu einem hübschen, allgemeinverständlichen Gesamtbild ab.

Der Verfasser geht von dem Nachweis aus, dass auf Grund des noch damals geltenden alemannischen Volksrechts — der Schwabenspiegel ist 1275 verfasst worden — der Volksgemeinde die Wahl oder mindestens die Bestätigung der politischen und richterlichen Staatsleitung zukam. Das Haus Habsburg besass im 13. Jahrhundert das Grafenamt in den Waldstätten, zu dem ausser dem Blutbann nur einige Regalien gehörten. König Rudolf suchte nun für seinen jüngern Sohn Rudolf das Herzogtum Schwaben wieder zu errichten, und zwar eigenmächtig, nachdem er die reichsrechtlich notwendige Zustimmung der Fürsten nicht hatte erlangen können. Ebenso wenig war er berechtigt, habsburgische Vögte ins Land zu setzen, deren einige nachgewiesen sind, vor allem der auf Kiburg residierende Konrad von Tillendorf.

Gegen sie und zum Schutze ihrer altererbten Freiheit schlossen sich die Waldeute zu geheimen Bünden zusammen (Rütli), die sie unmittelbar nach des Königs Tod anfangs August 1291 öffentlich beurkundeten. Nachdem so die Grundlagen und die Vorgeschichte erörtert worden sind, erläutert Hunziker in einem dritten Abschnitt die einzelnen Bestimmungen des Bundesbriefes; ein Abdruck in freier Uebertragung bildet den Schluss des empfehlenswerten Büchleins.

E. Lerch.

Wilh. Ehrenzeller, Kloster und Stadt St. Gallen im Spätmittelalter. St. Gallen, bei Fehr, 1931.

Von St. Galler Geschichte wird in Berner Schulen kaum viel mehr erzählt als die Klostergründung und vielleicht die Rolle des Schicksalskantons zur Zeit des Sonderbundskrieges. Der Anschluss der Nordostschweiz an die Eidgenossenschaft wird wohl meist nur gestreift, sind doch die Vorgänge und Verhältnisse, aus denen heraus er sich ergab, nicht einfach. Wer aber verstehen will, wie sich die Rhein-Bodensee-grenze unseres Landes gebildet hat, kommt um die St. Galler Geschichte des 15. Jahrhunderts nicht herum.

Seit kurzem liegt ein Werk vor, das geeignet ist, diese Kenntnis weitem Kreisen zu vermitteln. Einen andern Vorzug von Ehrenzellers «Kloster und Stadt St. Gallen» möchte ich noch höher einschätzen: nicht nur ein besseres Verständnis vergangener, aber bis heute nachwirkender Ereignisse vermag das Werk zu vermitteln; es gibt zugleich Einblick in Spannungen, Kämpfe, Schicksale, wie sie sich in andern Formen zwar und Maßen und doch im Grunde immer wieder sehr ähnlich zu allen Zeiten wiederholen. Fesselnd ist jener merkwürdige Aufschwung des Selbstbewusstseins unter dem unfreien Bergvölklein der Appenzeller dargestellt; die grossen Fehler und schweren Versündigungen gegen Recht und Menschlichkeit, die bei dem Freiheitskampf mit unterliefen, werden nicht verschwiegen, und doch lässt der Verfasser deutlich durchblicken, dass er den appenzellischen Opfermut höher einschätzt als die Vorsicht der Handelsstadt St. Gallen, der, nach Dierauer, Politik in grösserem Stile zu allen Zeiten fern lag.

Deswegen hat auch der Streit der beiden St. Gallen, des Klosters und der Stadt, oder später des katholischen und des reformiert-freigerichteten St. Gallen, immer wieder grosse Entschlüsse und damit auch grosse Erfolge vereitelt. Die vorhandenen bedeutenden Kräfte lähmten sich gegenseitig. Unter diesem Zeichen stand das eigenartige Verhältnis, in das Abtei und Stadt, zum Teil aus gegenseitigem Misstrauen, zu der Eidgenossenschaft traten, von Anfang an. Zu welch spannendem persönlichen Ringen es dabei innerhalb der engen Klostergemeinschaft zwischen zwei bedeutenden Männern ganz verschiedener Sinnesart gekommen ist, muss jeden Empfänglichen packen, wenn er sich nicht durch die zeitweilige Häufung von Einzelheiten, die mehr für die Orts-geschichte berechnet sind, abschrecken lässt.

Das Buch ist mit warmer persönlicher Anteilnahme am Stoff geschrieben. Nicht selten spricht vernehmbar aus der Darstellung die empörte Verurteilung des Kleinmuts, mit dem Erfolg und Ehre verscherzt wurden. Bei aller wissenschaftlichen Zurückhaltung ist eine bestimmte Grundanschauung immer wieder zu spüren: Im Kampf, der sein muss in der Welt, heisst es sich entscheiden nicht für starre Formeln, sondern für ein lebendiges und freies Recht.

Karl Wyss.

E. Heywang, Die Stillarbeit. Fr. Manns Pädagogisches Magazin, Heft 1261. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 56 S., Preis RM. 1. 25.

«Die Stillarbeit, das war eigentlich *die* Frage meines ganzen Lebens», gestand ein alter Lehrer, der während vieler Jahre eine Gesamtschule geführt hatte. Zweifellos hängt der Unterrichtserfolg der ein- und zweiklassigen Schulen in hohem Masse von der geschickten Anordnung und Gestaltung der stillen Beschäftigung ab. Es gibt nur wenige Schriften, die diese wichtige Frage ausführlich behandeln; deshalb wird man die vorliegende Abhandlung freudig begrüßen, dies um so mehr, weil sie von einem anerkannten Schulmanne stammt, der aus eigener Erfahrung spricht und seine Vorschläge selber erprobt hat. Zunächst untersucht Heywang, ob vielleicht die Stillarbeit durch den Gesamtunterricht überwunden werden könne. Darauf prüft er die entgegengesetzte Lösungsmöglichkeit, wie sie im Daltonplan vorliegt. In den Schulen, die nach diesem Plane eingerichtet sind, gibt es bekanntlich nur Stillarbeit, keinen eigentlichen Unterricht. Der Verfasser gelangt zu dem Schlusse, dass keiner von diesen beiden Wegen für die Gesamtschule in Betracht kommen kann. Gestützt auf seine Erfahrungen schlägt er einen Mittelweg vor: Einschränkung der Stillarbeit durch Zusammenfassung möglichst vieler Jahrgänge und Einrichtung der Stillarbeit im Sinne des Daltonplanes. Beiläufig sei hier bemerkt, dass er die Grundzüge des Daltonsystems nicht ganz richtig darstellt. Der «Dalton-Schüler» ist in der Wahl der Lernstoffe lange nicht so frei, wie Heywang annimmt.

Mehr als die Hälfte des Büchleins widmet der Verfasser der Darlegung und Begründung seiner vermittelnden Methode, deren Einzelheiten hier nicht aufgezählt werden können. Immerhin seien folgende Hauptmerkmale genannt: Die Kinder führen ein Büchlein, «in das sie alle aus dem Unterricht erwachsenden Aufgaben und Uebungen eintragen, die die Stillarbeit nachher lösen kann. Wann sie diese Aufgaben nun lösen, wie sie es tun, das wird ihnen ganz überlassen». Ebenso wird ihnen anheimgestellt, weitere Fragen und Gebiete zu bearbeiten, die vielleicht mit dem Unterricht nur lose oder überhaupt nicht zusammenhängen. Zum Schluss gibt der Verfasser eine Uebersicht alles dessen, was mit Vorteil der Stillarbeit zugewiesen werden kann. Ich möchte diese anregende Schrift bestens empfehlen. Dr. H. Gilomen.

E. Heywang, Die Helfer. Ein Beitrag zur Frage der ungeteilten Schule. Pädagogisches Magazin, Heft Nr. 1293. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 45 S., Preis RM. 1. 05.

Diese Schrift kann als eine Fortsetzung der vorhin besprochenen bezeichnet werden: auch sie befasst sich mit den Schwierigkeiten der Gesamtschule und den Mitteln zu ihrer Behebung.

Sicherlich vermag die wohlgeleitete Stillarbeit viel zu leisten; aber in gewissen Fällen versagt sie doch, namentlich bei den jüngsten Kindern. Was ist zu tun, wenn sich ein paar Erstklässler nicht selber helfen können, während der Lehrer mit der obersten Abteilung beschäftigt ist? Aus der Geschichte der Erziehung wissen wir, dass um das Jahr 1800 herum Pestalozzi, Bell und Lancaster auf den Gedanken kamen, begabte Schüler als Helfer heranzuziehen. Dieser Gedanke fand Anklang, und in England wurde er zum System entwickelt. Es kam so weit, dass der Lehrer nur noch die Helfer unterrichtete und sich im übrigen auf die Oberaufsicht beschränkte.

Die schweren Mängel dieser Einrichtung konnten nicht lange verborgen bleiben, und so erfolgte denn auch bald ein heftiger Rückschlag: nicht nur wurde das genannte System abgeschafft und gebrandmarkt, sondern man verurteilte das Helferwesen in jeder Gestalt. Mit Recht wendet Heywang gegen diese Auffassung ein, dass sie entschieden zu weit gehe, besonders im Hinblick auf die Gesamtschule; dort sei das Helferwesen ein unentbehrlicher Notbehelf. Als Lehrer einer ungeteilten Schule hat er eine Einrichtung geschaffen, welche die Nachteile und Gefahren der Bell-Lancasterschen Schulordnung vermeidet. Er unterscheidet drei Arten von Helfern: Ordner, Pfleger und Helfer im engern Sinne. Die Ordner unterstützen den Lehrer bei der Aufrechterhaltung der Schulordnung. Die Pfleger sind ältere, zuverlässige Schüler, von denen jeder einen jüngern Kameraden zu betreuen hat, nicht während des Unterrichts, aber vor und nach der Schule, in den Pausen und auf Schulausflügen. Heywang irrt sich aber, wenn er vermutet, er habe diese Einrichtung als erster erfunden. Es konnte ihm allerdings nicht wohl bekannt sein, dass sie in ganz ähnlicher Form schon in Fellenbergs Wehrli-Schule bestand. Ueber die Helfer im engern Sinne wäre manches zu sagen; doch muss hier folgendes genügen: Ihre Aufgabe besteht darin, während des Unterrichts schwächeren Mitschülern beizustehen. Zu diesem Amte sind nicht immer dieselben Schüler zu berufen, sondern es sollten abwechselungsweise möglichst viele oder gar alle drankommen. Der Aufgabenkreis der Helfer ist vorsichtig zu beschränken; denn in sehr vielen Dingen kann und darf der Lehrer nicht durch den Schüler ersetzt werden.

Schliesslich sei noch auf eine Einzelheit hingewiesen, nämlich auf die Forderung, dass jede Gesamtschule zwei Räume besitzen sollte.

Trotz seines geringen Umfanges ist dieses Werklein reich an guten Gedanken, Anregungen und Vorschlägen, so dass ich es warm empfehlen darf. Ich glaube, dass es auch den Lehrern der gegliederten Schulen manches zu bieten vermag; denn nach meiner Ueberzeugung und Erfahrung ist das «Helfen» auch in solchen Klassen zuweilen von grossem Nutzen.

Dr. H. Gilomen.

Gustav Metscher, Was ist Gesamtunterricht? Pädagogisches Magazin, Heft 1267. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 32 S., Preis RM. —. 80.

Die kleine Schrift ist mühsam zu lesen und kann nicht recht befriedigen. Der erste Teil bringt uns eine Unmenge Zitate bekannter und unbekannter Schulreformer, welche ihre Begriffsbestimmung des vieldeutigen Wertes Gesamtunterricht darlegen. Dann wird allerdings versucht, die verschiedenen Formen auf leitende Gesichtspunkte zurückzuführen. Aber was können wir z. B. mit den zwei Hauptgruppierungen: 1. Der Gesamtunterricht im Berthold Ottoschen Sinne. 2. Der Gesamtunterricht im Sinne der übrigen Schulreformer, anfangen? Auch dort, wo man nun eine persönliche Stellungnahme erwarten dürfte, wird man immer wieder mit Zitaten abgespeist.

Immerhin wird offenbar der Gesamtunterricht für die Unterstufe anerkannt, während der Verfasser für die Oberstufe so etwas wie eine Synthese von Konzentration und Fächerung erstrebt, wobei die Wendung der Gedanken von einem Fach auf das andere vom Kinde ausgehen soll. Damit kann man sich vielleicht einverstanden erklären, weniger mit der Behauptung, die Schulklassen müsse auf eine derartige Arbeitsweise «eingespielt» werden.

Es will uns nicht scheinen, dass die Schrift zu dem verwickelten Problem « Gesamtunterricht » wesentlich Neues zu sagen hat oder gar den Generalnenner, die eindeutige Begriffsbestimmung findet, was sie sich zum Ziele setzt.

H. Stucki.

E. Heywang, Das Märchen in der Landschule. Pädagogisches Magazin, Heft 1185. Langensalza, Hermann Beyer & Söhne. 76 S., Preis RM. 1.50.

Seit der grundlegenden Untersuchung von Charlotte Bühler* sind wir so gewohnt, das Märchen mit einer bestimmten Entwicklungsstufe des Kindes (4. bis 8. Lebensjahr) in inneren Zusammenhang zu bringen, es gewissermassen für dieses Alter zu reservieren, dass wir uns beim Lesen des obigen Titels erstaunt fragen: Hat denn das Märchen in der Landschule eine eigene Funktion auszuüben? Spielt es dort eine andere Rolle als in der Kinderstube, im Kindergarten, in der Schule der Stadt?

Dieser Auffassung ist Heywang. Er glaubt, dass der Landbewohner auf einer andern Entwicklungsstufe steht als der Städter, dass ihm deshalb z. B. Bach und Mozart, Goethe und Hebbel « unerreichbar » seien wie die Sterne. Er glaubt nicht, dass durch Volksbildungsbestrebungen an dieser Tatsache Wesentliches zu ändern sei. Hingegen steht ihm fest, dass Kultur — Schaffen auf der Stufe der schlichten Denkart — ebensogut möglich sei wie auf der Stufe hoher Bildung. Nur ist das Kulturgut, das hier in Frage kommt, anderer Art: Märchen, Sage, Volkslied, Brauch, Sitte, Spruchweisheit machen es aus. Vor allem sieht er im Märchen das « deutsche Volkstum in reinsten Prägung ». Darum hat in der Erziehung des Landvolkes das Märchen eine entscheidende Bedeutung und muss dort nachhaltige Pflege finden. Für ihn gibt es auch innerhalb der Volksschule keine Stufe, die dem Märchen abgeneigt wäre. So redet er denn mit Wärme dem Märchenerzählen das Wort, dann aber auch der schauspielerischen Darstellung und schliesslich dem Märchenerfindenlassen durch die Kinder. Mehr als die Hälfte der Broschüre wird durch solche von Kindern gedichtete oder von ihnen für die Bühne bearbeitete Märchen eingenommen.

Wer sich für das Märchen und seine Verwendung in der Schule interessiert, wird aus dieser Schrift eines erfahrenen Praktikers mancherlei Anregung schöpfen, wenn er auch gewissen Einseitigkeiten und übertriebenen Erwartungen nicht zustimmen können.

H. Stucki.

Else Croner, Die Psyche der weiblichen Jugend. Dritte Auflage. Mit einem Nachtrage: Zur Psyche der Mädchen aus den einfacheren Volksschichten. Langensalza, H. Beyer & Söhne. Preis RM. 1. 65.

Die kleine Schrift ist Eduard Spranger gewidmet und bildet eine wertvolle Ergänzung zur « Psychologie des Jugendalters ». Die Verfasserin verfügt über ein feines Einfühlungsvermögen und über ein reiches Erfahrungsmaterial.

Sie wagt auch den Versuch, in Anlehnung an Sprangers « Lebensformen », einige Haupttypen des jungen Mädchens aufzustellen:

Den ausgesprochen mütterlichen Typ (dem, nebenbei gesagt, unsere heutige Schule absolut nicht gerecht wird), den erotischen, den romantischen, den nüchternen und den intellektuellen Typ. Wer über eigene Erfahrungen auf diesem Gebiet verfügt, fragt sich, ob wirklich die Differenzierung der Mädchen im Pubertätsalter so gross sei, dass sich eine Zu-

rückführung auf solche Grundformen rechtfertige. Die Verfasserin gibt aber selber zu, dass diese Typen niemals reine Fälle sind, dass vielmehr jede Individualität eine Mischung verschiedener Typen darstellt. Die Typologie Else Croners mag vom wissenschaftlichen Standpunkt aus anfechtbar sein, sie ist auch sehr skizzenhaft geblieben; aber sie ist doch ein sympathischer Versuch, der Vielgestaltigkeit und dem Reichtum des Jungmädchenwesens gerecht zu werden.

Ein weiteres Kapitel zeigt das junge Mädchen in seinen Beziehungen zu grossen Menschheitsfragen, zu Freundschaft, Liebe, zu Kunst und zur Religion, seine Stellung zu Haus und Familie, Schule, Beruf und zum Staat. Zum Schluss wird versucht, so etwas wie ein Entwicklungsgesetz der weiblichen Psyche aufzustellen, ein Bemühen, das wohl als verfrüht bezeichnet werden muss.

Manches an der kleinen Schrift mutet überhaupt recht « vorläufig » an, gelegentlich zeigen sich auch Abschweifungen ins Literarisch-Schönegeistige. Die zehn Gebote für Mädchenschullehrer z. B., welche die Verfasserin auf Seite 49 aufstellt, treffen unseres Erachtens nicht den Kern, sondern bloss eine recht äusserliche Schicht der schwierigen Frage.

Nichtsdestoweniger enthält die leicht lesbare Broschüre so viel Wertvolles, dass sie als erste, vorwissenschaftliche Einführung in das noch so wenig beachtete und wenig bekannte Gebiet der Mädchenpsychologie warm empfohlen werden kann.

H. Stucki.

Dr. B. von Borries, Die Anwendung der Philosophie des Als-Ob im Unterricht. Pädagogisches Magazin, Heft 1325. Langensalza, H. Beyer & Söhne. 85 S., Preis RM. 2. 85.

In der Philosophie des Als-Ob spielt der Begriff der Fiktion eine hervorragende Rolle. Fiktionen sind bewusst falsche Annahmen, « wissenschaftliche Erfindungen zu praktischen Zwecken ». Ihre Eigenart wird sofort klar, wenn man sie mit den Hypothesen vergleicht. Die Hypothese ist ein Ergebnis des Denkens, sie erhebt Anspruch auf Wahrheit oder doch Wahrscheinlichkeit und wartet darauf, durch die Erfahrung bestätigt zu werden. Die Fiktion dagegen ist bloss ein Hilfsmittel des Denkens, eine Annahme, die mit der Wirklichkeit und der Logik im Widerspruch steht. Ihr Wert beruht einzig und allein auf der Nützlichkeit. Hat sie ihren Dienst geleistet, so wird sie korrigiert oder weggeworfen. Dieser Aufzählung der wesentlichsten Merkmale mögen ein paar Beispiele folgen. Man betrachtet den Kreis, *als ob* er ein Vieleck wäre. Dadurch wird es möglich, seinen Inhalt zu berechnen. Der Adoptivsohn wird juristisch so angesehen, *als ob* er der wirkliche Sohn wäre. Viele verneinen die Willensfreiheit; aber im täglichen Leben tun sie doch so, *als ob* es einen freien Willen gäbe.

Das vorliegende Büchlein wendet sich an die Lehrer der höhern Mittelschulen und möchte sie veranlassen, bei passenden Gelegenheiten das Wesen und die Anwendungen der Fiktionen zu besprechen. Wie dies etwa geschehen könnte, zeigt der Verfasser an vielen Beispielen aus verschiedenen Unterrichtsfächern. Manche dieser Beispiele sind gut, andere gefallen mir weniger. Dass man durch Als-Ob-Betrachtung Ungläubige und Gleichgültige zu frommen Christen erziehen könne, will mir nicht einleuchten. Aber selbst wenn diese Methode zum Ziele führen sollte, wäre sie hier dennoch verwerflich, weil sie zur Unaufrichtigkeit und Verstellung führt.

Dr. H. Gilomen.

* « Das Märchen und die Phantasie des Kindes ». Leipzig 1929.

le pensez, des parents qui se trouvent avoir en même temps des enfants dans les écoles de la ville et au Technicum et c'est de leur côté, je pense, qu'il faut chercher les auteurs de l'initiative qui a abouti à l'enquête dont je vous parle. Quoi qu'il en soit, en voici les résultats:

Formulaires rentrés, 4063; maintien de la répartition actuelle, 2653; maintien ou diminution à 4 semaines des vacances d'été, mais augmentation à 3 et même à 4 semaines des vacances d'hiver, en tout, 391; autres réponses avec maintien ou diminution des vacances d'été, 61; augmentation à 6 semaines des vacances d'été par la diminution à 2 semaines des vacances d'automne, 650; augmentation à 6 semaines des vacances par une autre répartition, 511; augmentation à 7 et 8 semaines des vacances d'été par la diminution ou la suppression des vacances d'automne, 249. Il est intéressant de noter que 1211 voix ont demandé la diminution ou la suppression des vacances d'automne tandis que 527 voix demandaient l'augmentation des vacances d'hiver. Ah! si l'on était sûr d'avoir une belle neige au Nouvel-An! Quoi qu'il en soit, la répartition actuelle est maintenue à une grosse majorité.

En même temps qu'à cette enquête concernant les vacances, la Direction des écoles avait fait procéder à une autre enquête concernant la distribution d'aliments aux enfants nécessiteux. Jusqu'à présent on distribuait du lait en été, de la soupe en hiver. Toutefois, certains enfants, chez les fillettes surtout, supportant mal la soupe pendant une longue période, avaient demandé qu'on continuât à leur servir du lait en hiver. A l'épreuve, il s'est trouvé 486 enfants favorables au lait et 418 qui ont préféré la soupe. Pour finir, il a été décidé de satisfaire les uns et les autres en leur donnant l'aliment de leur choix. Toutefois, le médecin des écoles trouve que c'est insuffisant et qu'il est urgent de donner un repas plus complet (viande, légumes secs, farineux) à certains enfants particulièrement sous-alimentés pendant cette longue crise.

Conférences. Les deux conférences que j'ai annoncées dans ma dernière chronique ont eu lieu à l'heure dite devant un public également sympathique et empressé. Vous connaissez M. Piaget depuis le Congrès de Saignelégier. C'est un savant et un chercheur. Il se tient tout près de nous et éclaire notre route. Il poursuit actuellement des recherches sur de tout jeunes enfants afin d'essayer de déterminer s'ils ont vraiment des idées innées, comme l'enseignait l'ancienne psychologie, ou s'ils acquièrent leurs idées par l'expérience, par leur propre petite expérience. Les travaux de M. Piaget semblent confirmer la seconde hypothèse et c'est d'eux que le savant conférencier nous a entretenus. Ils présentent un intérêt philosophique considérable qui a à peine besoin d'être souligné. Aussi M. Piaget a-t-il été suivi avec la plus scrupuleuse attention et est-ce avec désappointement que ses auditeurs l'ont entendu terminer sa causerie. On aurait voulu davantage et, à la vérité, c'était un peu court.

Quant à M. Duhamel, que vous connaissez aussi, depuis le Congrès de Porrentruy, vous savez que c'est un charmeur, un magicien du verbe. Dès qu'il a prononcé deux phrases, on est conquis, subjugué, enchanté — dans le sens que nos aïeux attachaient à ce vieux mot. Le sujet de sa causerie — « querelles littéraires » — nous a bien paru un peu mince, à nous

autres Biennois qui vivons si loin des chapelles littéraires de Paris, mais tout de même, que la langue française est belle quand elle est parlée par Monsieur Duhamel.

Ce que deviendront nos écoliers. Un de nos collègues ayant eu l'idée de demander à ses élèves — trois douzaines de bambins de moins de dix ans — quel métier ils pensaient apprendre lorsqu'ils seraient grands, a obtenu les réponses suivantes: une assez forte proportion de boulangers, des conducteurs de trams, des cheminots, un pianiste, un chef de gare (!), un astronome (!!). Pas un seul horloger! Signe des temps.

G. B.

Divers.

Aux membres de la S. P. R. A la suite d'un vœu formulé au Congrès de Porrentruy, le Bureau de la S. P. R. s'est intéressé au renouvellement du « Journal des Parents », trait d'union entre l'école et la famille et auquel s'intéressent également la fondation suisse *Pro Juventute* et les ligues *Pro Familia*. Or, l'existence du « Journal des Parents » est compromise: il lui faut un bon nombre d'abonnés nouveaux. Le prix de l'abonnement annuel est de fr. 3.50 (chèques postaux II.666, Lausanne).

Le Bureau de la S. P. R. recommande chaleureusement cette publication à ses sociétaires.

Pour tous renseignements, s'adresser à J. Laurent, Valentin 65, Lausanne.

Réduction de taxes de transport. A partir du 1^{er} janvier 1932, les régionaux Saignelégier-Chaux-de-Fonds et les Ponts-Chaux-de-Fonds, accordent, comme sur les lignes Saignelégier-Glovelier et Porrentruy-Bonfol, une réduction de 20 % sur le prix des billets simple course et aller et retour.

Il suffit, pour en bénéficier, de demander la carte de légitimation de la Société suisse des Instituteurs à Mme C. Müller-Walt, Au (Rheintal).

Nul doute que les collègues des Franches-Montagnes ne s'empressent de profiter de cette intéressante mesure des administrations en question.

A l'Université de Berne. La Feuille officielle scolaire du 31 décembre publie la mise au concours d'une chaire de philologie romane, et plus spécialement de français moderne. L'entrée en fonction est prévue pour le semestre d'été prochain. La langue maternelle du professeur doit être le français. Les inscriptions sont reçues jusqu'au 15 janvier.

Nos lecteurs savent qu'il s'agit du remplacement de M. le professeur G. de Reynold, dont la presse jurassienne a déjà parlé.

Avis officiels. Voir dans la dernière Feuille officielle scolaire divers avis importants (examens d'admission et de sortie des écoles normales, de maîtres secondaires, de maîtres primaires supérieurs, liste des offices régionaux d'orientation professionnelle, etc.).

Delémont. Le dernier jour de classe avant les vacances de fin d'année, une cérémonie touchante réunissait dans la belle salle de classe de Mme Guéniat, les autorités municipales et scolaires, les collègues primaires et les élèves de deux jubilaires de l'enseignement, M^{lle} Charriatte et M. J. Guéniat, qui fêtaient ce jour-là leurs 40 ans d'enseignement. Compliments et félicités tour à tour par les représentants de l'autorité et du corps enseignant, les deux vétérans, auxquels le traditionnel souvenir avait été remis, pendant les chants des élèves, songeaient sans doute comme tous ceux et celles qui ont passé par ces moments: « Comme volent les années! » Hier, jeune homme, jeune fille, qui entre dans la carrière; aujourd'hui, sans qu'on s'en aperçoive presque, une vie passée au service de l'enfance, de la jeunesse, et de ses concitoyens!

Nos bons vœux et nos félicitations accompagnent les heureux jubilaires!